



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Lux, Joseph Aug.: Der rote Rausch : Roman (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

reinertrages — wie gesagt: ein noch nicht dagewesener, höchst bedenklicher Rekordsaß!

Es ergibt sich hieraus, daß die Ansiedlungskommission, nur um den Schein einer Fortsetzung ihrer Tätigkeit zu wahren, schlechten Boden zu verhältnismäßig so hohen Preisen zu erwerben gezwungen ist, daß bei der Auslegung der Stellen entweder der Staat unverhältnismäßige Einbuße erleiden muß oder aber die neuen Ansiedlerstellen nicht lebensfähig sein können. Diese Tatsache im Verein mit der weiteren, daß zu Ende des Jahres 1910 in Wirklichkeit für die Bearbeitung durch die Ansiedlungskommission nur noch 7878 Hektar bereit standen, indessen es in früheren Jahren 20<sub>000</sub>, 30<sub>000</sub>, 40000 Hektar gewesen, zeigt zur Genüge, an welchem Punkte sich das Ankaufsgeschäft der Ansiedlungskommission gegenwärtig befindet und wohin wir steuern, wenn nicht unverzüglich mit der Anwendung des Enteignungsgesetzes Ernst gemacht wird.

x. 3.



## Der rote Rausch

Roman von Joseph Aug. Eug

(Fortsetzung.)

Schlimme Nachrichten aus der Heimat erreichten Marcellin noch am selben Tage in Paris. Seine unverzügliche Rückkehr war notwendig.

Die Boulevards entlang liefen die Kamelots mit Extraausgaben und schrien mit lustiger Geschäftigkeit: Révolution! Révolution au midi! Révolution! Die Blätter fanden reizenden Absatz. Da stand es schwarz auf weiß, daß Militär nach dem Süden geworfen wurde, die aufständischen Provinzen zu „beruhigen“.

Militär? Das ist ja der helle Wahnsinn! Das ist ja Öl ins Feuer! Dem Marcellin schlugen die Knie. Ein Blitzlicht durchfuhr sein Gehirn: die Soldatentransporte, die er unterwegs gesehen, die vollbepackten Züge mit Lärm und Sang! Ninon, Nana, Lolotte . . . Da lagen die Gedankenzusammenhänge offen. Mit dem nächsten Zug, der nach dem Süden ging, reiste er ab, begleitet von zwei Zivilpolizisten.

Das Land glich einem kranken Körper, der von Fieber geschüttelt wird. Man hatte gegen eine unsichtbare Macht gekämpft, die in den Fieberträumen plötzlich in die Erscheinung trat als phantastisch ungeheures Tier, dessen feindseliges Kommen mit angstvollem Lauschen gehört wurde wie das Nahen eines Gespenstes, eines Unheils, einer Panik; jetzt stampft es mit plumpen Füßen über die Berge, schwerfällig platscht es mit seinen Fleischklumpen in die Felder, Kulturen, Gärten, eine Rieseneidechse so groß wie eine Wetterwolke, und wo es hinstapft, spritzen Flüsse und Seen aus den Betten, und die Hügel liegen in Ohnmacht, zerraut und mißhandelt; jetzt zertritt es den fruchtgesegneten Leib der Mutter Erde, der Weinstock sinkt, wie von Sichel an der Wurzel getroffen, und über das

ganze wellige Land ist ein solches Umsinken wie von zahllosen Ohnmachten; jetzt steht es vor der Tür, und jetzt, jetzt, jetzt kann das Unfaßbare geschehen . . .

Panik!

In grellen Zügen war sie um jeden verzerrten Mund gemalt, in jedes entsetzte Menschenantlitz, in das friedfertige Bild der Landschaft.

Jeder Schatten war eine Drohung, jeder Hohlweg eine lauernde Gefahr, und von den Weinbergshöhen sah der Tod mit hunderttausend hohlen Augen herab. In den Gärten wurde die Blume des Hasses gebrochen.

Das gelbe Winzerhorn, dieser schmetternde Messingvogel, schrie Tag aus Tag ein. Es war ein Symbol der Wachsamkeit.

„Siehst du nichts?“ begehrte das Horn des einen Hügels angstvoll zu wissen.

„Ich sehe nichts!“ schmetterte das Horn des anderen Hügels zurück. Und von Hügel zu Hügel ging der klägliche Schrei des starren Vogels übers Land, eine Panik in der blaugoldenen Luft.

Die Landschaft atmete tiefen Frieden.

Wie lange noch? Dann wird jeder Weinstock lebendig, in seinen Blätterfingern hält er nicht die süße Traube, sondern blizende Bajonette; in langen Kolonnen eilt es von den Höhen herab:

Soldaten!

„Minon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette — —!“

Selbst die friedfertigsten Seelen gerieten außer sich über die Nachricht, daß Militär nach den südlichen Provinzen geschickt werden solle, um die „Ruhe“ wieder herzustellen.

In allen Straßen, in allen Orten, wo zwei Menschen zusammentrafen, war die eine Frage:

„Warum? Warum?“

Perpignan war überflutet von Menschen. Die Führer waren verhaftet, Marcellin war in die Höhle des Löwen gegangen, die „Garantien“ zu holen; statt „Garantien“ sollte Militär geschickt werden. Grausamer Hohn!

Neue Führer waren aufgetaucht und redeten von den Dächern herab. Jeder wollte die Wonnen der Macht genießen, der Macht über Hunderttausende Beifall brüllender Menschen.

„Mitbürger, haben wir mehr verlangt als unser Recht? Nein! Haben wir den Frieden gestört? Sind wir Revolutionäre? Nein! Wir sind friedliebende Bürger. Revolutionäre sind jene, die unser Recht mit Füßen treten und die mit bewaffneter Hand in unsere Gärten einbrechen wollen. Müssen wir uns die Schmach gefallen lassen? Nein! Räuber sind sie und Mörder. Wir werden uns zu schützen wissen, Gott mit uns!“

„Sie kommen!“ schrie einer, von Angst erfaßt.

„Sie kommen!“ schrie das Echo hundertfach; ein Drängen, Stoßen, Flüchten begann.

„Trapp, trapp! Horcht, der Boden zittert unter den Tritten!“ Einige legten das Ohr an die Erde.

„Einbildung!“

„Siehst du nichts?“ trompeteten die Winzerhörner. „Ich sehe nichts!“ klang es von den fernen Hügeln herüber.

„Keine Reden, sondern Taten!“ schrie einer von den Führern.  
Taten!

Die friedliebenden Bürger beeilten sich, diesem Worte einen Sinn zu geben, und zerstörten zuerst die Eisenbahn, rissen auf Meilen die Schienen aus der Erde, um die Truppenankünfte zu verhindern.

Keine Reden mehr!

Als die erste der „Taten“ geschehen war, sah man sich nach einer zweiten um.  
„Die Präfektur! Auf zur Präfektur!“

Grotesk spazierte Richard vor dem Haupttor der Präfektur auf und ab, immerzu auf und ab.

Er trug einen Helm, hatte einen Säbel umgeschminkt, ein Gewehr geschultert und ging gravitatisch auf und ab. Die anderen, ebenfalls bewaffnet, salutierten vor ihm, vor Richard, dem Befehlshaber.

Ist hier Fastnacht?

Nein, hier werden die „Garantien“ der Regierung bewacht, der Präfekt, die beiden Polizeienten. Das friedliebende Volk hatte die Zeughäuser geplündert und sich bewaffnet mit historischen Flinten, verrosteten Säbeln und Hellebarden, alten Feuererschloßpistolen. Hundertjährige Ehrwürdigkeit hing an den Dingen; in der großen Revolution mochte die Bürgermiliz so ausgesehen haben wie diese Improvisation; man hing an der guten, erprobten Väterart.

Streng betrachtet war die böse gefährliche Zeit eine recht lustige Zeit. Täglich gab es neue Überraschungen, man sah Menschen, man besprach die großen Dinge, fühlte sich wichtig und erhaben. Man war mit dem Einerlei der Arbeit verfrachtet, man ging in Waffen umher, ein Verteidiger des heiligen Rechts, der guten Volkssache. Man war etwas in diesen Tagen. Nur das mit dem verwünschten Militär! Seit Tagen befand man sich in höchster Spannung. Das erträgt man nicht lange. Schließlich nimmt man es von der leichten Seite. Es wird wohl nur eine leere Drohung gewesen sein. O, wir lassen uns nicht ins Bockshorn jagen! Und wenn man recht bedenkt, ein Späßchen ist's immer. Der erste Schreck ist vorüber, jetzt sieht sich alles gemütlicher an. Die Hauptsache ist, daß ein Amüsement herausspringt, ein Amüsement!

Die Hauptsache! Und bis jetzt war eigentlich alles Amüsement!

„Halt! Stillgestanden! Piff, pass, bum!“ Man schreit es und zielt mit einem Holzprügel als Gewehr auf die Mägde am Brunnen.

Bauz, da liegt schon eine und windet sich in Krämpfen.

„Sch bin getroffen!“ schreit sie, während die anderen die vollen Eimer hinter sich geworfen und wie schnatternde Gänse entflohen sind.

Und das Gelächter dann über den gelungenen Spaß und über das furchtsame Mädchen, das sich der endlosen Neckereien nicht erwehren kann! Piff, pass, bum! Aus allen Häusern wird es beschossen.

Ein Amüsement! So ein Aufstand ist ein Amüsement!

Hoch die Revolution!

Ja, man läßt sich nicht ins Bockshorn jagen! Und sollte die unverschämte Regierung ihre Drohung wahr machen, woran im Ernst niemand mehr denkt, dann — — — Ha!

Kein Soldat wird es wagen dürfen, den Fuß in dieses Land, in diese Stadt zu setzen! Man wird es zu verhindern wissen. Mit Piffpass! Den Boden seiner Väter. Bum! Man ist kein Brahlhans, man ist ein Held!

Es gibt viele solcher Helden. Piff, pass, bum! Auf zur Präfektur!

Die Woge brach herein. Das Tor gab unter den Artzlieben nach, die Menge ergoß sich über das Parkett der Säle, über die Teppiche, über die vornehmen Möbel, Porzellane, Bilder, Kunstwerke — nichts blieb von der Wut des Volkshaufens verschont, der sich am liebsten an den Werken der Kultur vergreift.

„Keine Reden mehr, sondern Taten!“

Ein Kind, das in unberechenbarer Laune ein geliebtes Spielzeug zerschlägt.

„Die ‚Garantien!‘“ Man durchwühlt das Haus von unten nach oben; die lebendigen „Garantien“ waren nicht zu finden.

Entflohen!

Jeanne winkte dem scheuen Richard aufatmend zu: „Du hast recht getan!“

Er wurde bald rot, bald bleich und schwieg.

„Sie kommen!“ Sollte man es für wahr halten? Die Nachricht hatte zu oft gelogen.

Auf den Hügeln wurde der Weinstock lebendig, er hielt in den Blätterfingern statt dunkelroter Trauben blinkende Bajonette, und wogend schritt er die Anhöhen herab.

„Siehst du etwas?“ flehte der gelbe Messingvogel bebend nach den vorgeschobenen Höhen hin, von wo Gewißheit kommen mußte.

Und von drüben schrie der gelbe Vogel fläglich wie eine vom Sperber verfolgte Taube:

„Hilfe! Sie kommen!“

Das Signal trompetete es, die Glocken gellten es mit ehernen Zungen, wie ein schreckhaftes Tier flog die Nachricht mit ungeheuren Flügelschlägen übers Land, von Hügel zu Hügel, von Tal zu Tal, und wo der Flügelschlag rauschte, schrien gellend die Winzerhörner und brüllten die Glocken gleich Kindern, die bei einer Feuersbrunst wild an den Strängen reißen.

„Keine Reden, sondern Taten!“

Und man lief, die dritte der großen Taten zu vollbringen: man errichtete Barrikaden.

„Kein Soldat wird es wagen dürfen, den feindlichen Fuß in dieses Land, in diese Stadt zu setzen. Man wird es zu verhindern wissen!“

Die Barrikaden wuchsen in die Höhe. Man richtete sich auf den Verteidigungszustand ein.

Ein Mädchen sprang leichtfüßig auf den Berghau.

„Die Truppen kommen nicht als unsere Feinde, sie kommen als Freunde, als Brüder, als Verbündete! Man möge Feindseligkeiten unterlassen!“

„Wer sagte das? Jeanne? O, wenn es Jeanne ist, dann muß Wahres an der Sache sein.“

„Hoch Jeanne!“ Die Menge schrie es. Zum drittenmal hatte das Mädchen ein Wunder bewirkt.

„Woher weiß sie, daß die Soldaten nicht als Feinde kommen?“ fragten einige Bürger.

„D,“ sagten andere, „sie weiß alles; sie hat Erleuchtungen! Sie ist eine Heilige! Sie ist mit Kräften begabt wie die Jungfrau von Orleans!“

„Hoch die Jungfrau Jeanne!“ Die Begeisterung war allgemein.

„Vorsicht, Mitbürger, wir wollen die Truppen lieber nicht in die Stadt lassen, auch wenn sie augenblicklich als Freunde kommen,“ rief Richard.

Richards Rat fand Anklang; Richard war ein Mann von Überlegung, man mußte ihn hören, trotz einer erleuchteten Jungfrau.

Vor der Stadt kam es dessenungeachtet zu feindseligen Kundgebungen, die leicht schlimme Folgen hätten haben können. Die anrückenden Truppen wurden mit einem Steinhagel empfangen.

Mit einem Steinhagel! Piff, paff, hum!

Bis hierher und nicht weiter! Die Heimatscholle! Den Boden seiner Väter! Perpignan! Man wird es zu verteidigen wissen! Nieder mit der Regierung!

Ein junger Offizier, von einem Steinwurf leicht getroffen, verlor die Kaltblütigkeit und kommandierte Feuer!

Kein Schuß fiel. Meuterei!

„Wir schießen auf unsere Landsleute nicht!“ schrie ein junger Kerl, und die ganze Linie schrie es mit.

„Minon, Nana, Lolotte, Ninette, Marianne, Susanne, Babette — — —!“

Der junge Kerl war Gaston.

Mit fliegenden Fahnen ging die Truppe zu den Bauern über.

„Sie kommen als unsere Freunde!“ Der Jubel war grenzenlos.

„Nicht in die Stadt!“ Man verwehrte ihnen den Eintritt in die Stadt. „Ihnen entgegen!“

„Hoch, Jeanne, die erleuchtete Jungfrau, die uns zum Siege führt!“ Man zog den Soldaten entgegen, Jeanne an der Spitze.

Ein lustiger Krieg! Ein Aufstand mit Amüsament! Revolution mit Sang und Klang! Wer hätte das im ersten Schreck gedacht? Allein man ist Held und hat gesiegt. Man gewöhnt sich daran. Vivat!

In einem Wäldchen vor der Stadt war das Feldlager aufgeschlagen. Ein Weinsfaß rollte hinaus. Man feierte Verbrüderung.

„Minon, Nana, Lolotte — — —“

Jeanne, Gaston, Welch ein Wiedersehen!

„Gaston, braver Junge! Dein Brief hat viel Unheil verhütet. Aber wie wird das enden? Wie wird es für dich enden?“

„Für Gaston hat eine Sache niemals anders geendet als gut,“ erklärte der junge Soldat mit angeborenem Selbstgefühl.

Die Liebenden umarmten sich; keine Sorge um Künftiges oder Vergangenes fand Raum in diesem Augenblick des Glücks. Vergessen war die Zeit der Trennung mit allem, was sie Gutes und Böses enthielt, für Jeanne die Not des Winterlandes, die aufreibenden Kämpfe des Vaters Marcellin, die zarten Gulbigungen des armen Rouquié, die Verfolgungen des liebebetörten, unheimlichen Richard, und für Gaston die trübe Zeit in Lefebvres Fabrik, der Wahn im Irrgarten der Vorstadtvenus von Paris, der rauhe Dienst in der Linie, die rasende Sehnsucht nach der Heimat, nach den Weinbergen, nach der Geliebten — — — Lust und Leid vergessen, versunken in diesem namenlosen Augenblick . . .

Nicht mehr fortgehen müssen, nicht mehr fort von hier . . . Gaston fühlte eine heiße Welle von innen heraufdrängen und in die Augen steigen. Gaston, der hochtrabende, eitle, prahlerische, seelengute Gaston hätte beinahe geweint wie ein verlassenes Knäblein.

„Der General!“

Die Soldaten sprangen auf. Meuterer, Eidbrüchige, Fahnenflüchtige — sie standen in starrer Haltung, erwartend, fast demütig, als der General auf sie zuritt.

Die armen Burschen!

Und ist es nicht Vater Marcellin, der neben dem Pferd des Generals einher-schreitet? Vater Marcellin, aus Paris zurückgekehrt, die „Garantien“ in der Tasche, zurückgekehrt, den Krieg zu beenden, ein Friedensengel! Einzelne Zurufe erschallten ohne Echo, der Herzschlag der Freude stand still, so lähmend wirkte das plötzliche Erscheinen des hohen Offiziers.

Er redete auf die Soldaten ermahmend ein, mild, väterlich, fast zärtlich, wie man auf unartige Kinder einredet. Kein Vorwurf, keine Drohung, kein Befehlen! Die sanften, vorsichtigen Worte wirkten mehr, sie wirkten sonderbar. Er sagte es nicht, aber die einfachen Seelen fühlten plötzlich die ungeheure Schuld, die sie auf sich geladen: schimpflichen Verrat, die Fahne mit unverlöschlicher Schmach bedeckt, ein Verbrechen, nur mit dem Tod zu sühnen . . .

Man sah einen Abgrund vor sich und darin die zerbrochene Ehre, das verwirkte Leben, wo man vorher den Ruhmeshügel, von dem die Sache der Liebe und des eigenen Volkes winkte, zu erblicken vermeinte. In dem dumpfen Erkennen war die Gewißheit, daß die unsichtbaren Gewalten mehr Kraft hatten als die sichtbaren . . . Pflichten, wenn auch verhaßt und widerwillig angenommen, alle Sittengesetze, der ganze soziale Vertrag innerhalb einer Zeit mit all ihren falschen und wahren Idealen, selbst die Irrtümer der Zeit gehörten zu diesen unsichtbaren Gewalten, den wirklichsten, zwingendsten, unwiderstehlichsten, die Schicksale schaffen, Schuld hervorrufen, Sühne fordern und das große menschliche Drama erzeugen.

Hier war kein Entrinnen: gehorchte man der Natur, erhob das beleidigte Sittengesetz den Rächerarm; war man der abstrakten Forderung der Zeit und ihren Irrtümern untertan, so strafte uns die Natur für die Untreue; meistens aber liegen die Dinge so kompliziert, daß Sitte gegen Sitte, Gesetz gegen Gesetz, Triebe gegen Triebe stehen, und daß die seltenste der Künste, die Lebenskunst, dazu gehört, die Gegensätze zu versöhnen.

Das war die Tragödie der jungen Soldaten, die Tragödie der Winzer, die Tragödie des Landes.

Es gibt keine Schuld, der nicht auf der großen Weltwaage ihr genaues, voll-gestrichenes Maß an Sühne zugewogen wird.

Nun ließ sich Vater Marcellin hören. Gaston kam übel weg bei der Straf-rede, aber auch die Winzer kriegten ihr Teil ab.

„Was ist mit Marcellin geschehen? Ist er bei übler Laune? Der Winzer-apostel! Der voll heiligen Eifers für die Sache des Volkes war? Er schilt uns! Warum? Gut, wir wollen hören!“

Es gab wenig Zufriedene unter den Winzern.

Die Soldaten waren schon schwankend geworden. Ihre Herzen waren wie Wachs. Der General hatte sie in seiner Gewalt. Er versprach ihnen Straffreiheit. „O, Straffreiheit! Kameraden, Welch ein Tag! Welch ein Glück! Hoch der General! Er führe uns! Wir folgen bis in den Tod! Laßt uns die Fahne küssen!“ Vater Marcellin, wirst auch du siegen? (Fortsetzung folgt.)



## Theodor v. Schön und seine Beziehungen zu Eichendorff

Von Prof. Dr. Wilhelm Kosch=Czernowitz



ie Joseph Maria v. Radowiz gehört auch Theodor v. Schön zu den Vorläufern Bismarcks, zu denjenigen, die Preußen erneuern und das Deutsche Reich im Keim begründen halfen. Weder dem katholischen General, noch dem protestantischen Staatsminister gelang das abschließende Werk, und so mußten es sich beide gefallen lassen, nicht nur im Schatten ihrer Zeit, sondern auch in dem der Nachwelt lange zu stehen. Aber während der Günstling Friedrich Wilhelms des Vierten seit Paul Hassels allerdings unvollendeter Darstellung allmählich von Freund und Feind jenes Zeitalters in gerechter Weise gewürdigt wird, scheint in der Beurteilung Schöns noch immer der Parteistandpunkt zur Geltung zu kommen, persönliche Befangenheit über den objektiven Sinn der Geschichte zu siegen. M. Baumanns verdienstvolles Werk über Theodor v. Schön, seine Geschichtsschreibung und seine Glaubwürdigkeit, erwägt zum erstenmal alle Licht- und Schattenseiten dieses eigenartigen Mannes, ohne in Triumphgeschrei oder Ausbrüche des Hasses zu verfallen. Diesem neuen Bild seien nun einige weitere Züge hinzugefügt, die sich aus den bisher vielfach unbekanntem Beziehungen Schöns zu seinem Freund, dem Dichter Eichendorff, ergeben.

Sehr mangelhaft geordnet und willkürlich zusammengestellt sind nach Schöns Tod selbstbiographische Aufzeichnungen und Briefe erschienen, die vor allem in Max Lehmann ihren schärfsten Kritiker fanden. Schön hatte in seinen Papieren behauptet, Stein sei nicht der Urheber der großen Reformen von 1807 und 1808, im Gegenteil, das Edikt über die Bauernbefreiung, sowie die in dem sogenannten politischen Testament Steins enthaltene Zusammenstellung der vollzogenen und noch zu vollziehenden Reformmaßregeln seien auf ihn (Schön) zurückzuführen, er habe dieses in der Handschrift entworfen. Ferner habe nicht Scharnhorst die preußische Landwehr geschaffen, sondern Alexander Graf Dohna. Die blinden Bewunderer Steins und Scharnhorsts beschuldigten Schön maßloser, ja herostratischer Eitelkeit, bewußter Geschichtsfälschung, bestenfalls entschuldigten sie ihn mit der Gedächtnisschwäche des Alters. Lokalpatriotischer Zorn in der Heimat des also Verdächtigten, in Ostpreußen selbst, erhob leidenschaftlichen Einspruch, ohne zu klären oder gar zu widerlegen. Erst jetzt haben sich die Staubwolken des Kampfes so weit gelichtet, daß wir mit M. Baumann erkennen, Schön habe in allen wesentlichen Partien seiner Aufzeichnungen die Wahrheit gesagt und das Richtige getroffen. Stein, der